

LUDWIG M. EICHINGER

Begrüßung: Vom grammatischen Wissen und seiner vernünftigen Verwendung

1. Vorbemerkung

Bei der 44. Jahrestagung des IDS, die vom 10. bis 12. März 2008 stattfand, konnten wiederum an die 500 Teilnehmer begrüßt werden, darunter besonders Peter Eisenberg, der als der diesjährige Träger des Konrad-Duden-Preises der Stadt Mannheim zu begrüßen und zu beglückwünschen war. Es war zweifellos eine gut gewählte Gelegenheit, Peter Eisenberg als einem der profiliertesten Erforscher der deutschen Grammatik in den letzten Jahrzehnten diesen Preis im Umfeld einer Tagung zu verleihen, die sich genau mit diesem Thema beschäftigte, und dass der Geehrte zuletzt im Wissenschaftlichen Beirat des Instituts dem IDS mit kritischem Rat und Tat zur Seite stand, rundete das Bild der Jahrestagung als einer angemessenen Gelegenheit für diese Preisverleihung ab. Der Stadt Mannheim, deren neuer Oberbürgermeister Dr. Peter Kurz in diesem Jahr den Preis zum ersten Mal verliehen hat, und dem DUDEN-Verlag sei ganz herzlich dafür gedankt, dass sie mit der Verleihung dieses Preises der Gemeinde der germanistischen Sprachwissenschaftler die Gelegenheit geben, einen der ihren und damit auch die eigene Zunft zu feiern.

2. Das Thema, sein Ort und seine Zeit

So manchen langjährigen Teilnehmer an den IDS-Tagungen wird beim Betreten des Tagungsortes ein *Deja-vu*-Gefühl beschlichen haben, ist die Jahrestagung nun doch nach langer Zeit wieder einmal in den Rosengarten zurückgekehrt. Aber bei jeder Rückkehr gilt, man steigt nicht zweimal in denselben Fluss. Und so hat sich der Ort der Tagung zu einem technisch aufgerüsteten Kongresszentrum gewandelt, und unverändert sind auch die linguistischen Gäste und ist auch das IDS nicht zurückgekehrt. Das zeigt unter anderem ein Blick auf das Thema der Tagung, das auf einen zentralen Bereich unserer fachlichen Tätigkeit verweist und wenig überraschend daherzukommen scheint: „Grammatik – Regeln, Normen, Sprachgebrauch“. Es sind wohl bekannte Kategorien, die uns hier entgegentreten, allerdings verdeckt die einfache Reihung der Formulierung des Untertitels, dass die dort angedeuteten drei Aspekte nicht problemlos miteinander vereinbar sind, dass die Frage

nach ihrem genaueren Zusammenhang durchaus linguistische Debatten, ja fast so etwas wie Glaubenskämpfe auszulösen vermag. Vielleicht am leichtesten dürfte ein Konsens darüber herzustellen sein, dass es dem Grammatiker darum gehe, beobachtbare Regularitäten in Regeln zu fassen. Schon deutlich weniger einfach dürfte sich eine Übereinkunft darüber ermitteln lassen, wie denn das Verhältnis der Regularitäten zum Sprachgebrauch sei bzw. wie ein Konzept vom Sprachgebrauch und seiner Ermittlung auszusehen habe, um mit der Vorstellung von Regularitäten kompatibel zu sein. Vermutlich nicht einmal viel schwieriger, aber in der Linguistik wesentlich tabubehafteter ist die Frage, wie sich der Linguist zum Verhältnis zwischen seiner grammatischen Beschreibung und einer sprachlichen Norm bzw. auch zu der Lücke zwischen Sprachgebrauch und Norm stellt. Dass diese sprachlichen Normen Teil eines sozialen Normengefüges sind, macht die Sache nicht einfacher.

Vielleicht hilft es auch hier, etwas zurückzublicken, denn auch thematisch lässt sich das diesjährige Tagungsthema als die Rückkehr zu etwas verstehen, was als Tagungsthema schon dagewesen ist, wenn man die Sprachgebräuche der einen in die der anderen Zeit zu übersetzen vermag. Aber auch hier ist die auf Heraklit zurückgehende Mahnung zu bedenken, Πάντα χωρεῖ καὶ οὐδὲν μένει, dass alles sich bewege und nichts so bleibe, wie es war. Man kann an dieser Stelle das Spiel mit den Tagungsorten und den Themen noch etwas weiterspielen. Vielleicht passt es zu der früheren Form der Tagungsstätte, dem „alten“ Rosengarten, der uns nun rückblickend als etwas gutbürgerlich-bieder erscheint, dass die Behandlung unseres Themas zu diesen Zeiten geprägt war vom Bewahren des guten Deutsch und vom Bewusstsein, zu wissen, was das ist – zumindest im Normalfall. So legt Hugo Moser im Jahr 1967, im ersten Jahrbuch des IDS, fest:

„Wir betrachten hier nur die deutsche Hochsprache, und innerhalb dieser klammern wir Fach- und Sondersprachen aus. Wir versuchen also, der „Durchschnittshochsprache“ oder der „allgemeinen Hochsprache“ nachzugehen, wobei wir wissen, dass sie eine Erscheinung ist, deren genaue Abgrenzung problematisch ist“ (Moser 1967, S. 7).

Zwischendurch – und vielleicht passend zur postmodernen Stilmischung des Stadthauses, in dem das IDS dann über Jahrzehnte seine Jahrestagung abhalten sollte – herrscht nicht nur die Vorstellung von der strukturellen Gleichwertigkeit verschiedener Varietäten, sondern auch in mehr oder minder deutlicher Dezidiertheit, von der Gleichwertigkeit auch im Sinne des gesellschaftlichen Gebrauchs – ein System nicht nur von differenten äquipollenten Regelsätzen, sondern von alternativen Konventionen.

Nun sind wir in diesem Jahr mit unserem Thema in einer zwar im Kern funktional motivierten Moderne angekommen, die Traditionsentbundenheit nicht nur optisch signalisiert und in der damit die symbolische Wahl auf der Basis von Konventionen und Normen eigentlich zum Normalfall werden muss. In dieser Welt gibt es zweifellos alternative Konventionen, die im Ausmaß der Normalität bleiben, sie stehen aber im Kontext von Normen als Wei-

sen des Erwartens, die mit dem Grad an Erwartbarkeit die symbolische Kraft variieren lässt. Es ist die praktische Notwendigkeit¹ im Rahmen westlicher Vorstellungen vom guten Leben,² die es erlaubt, zu bestimmen, wie wir zu Anerkennung in der alltäglichen Lebenspraxis einer Umgebung, die wir als eine Gemeinschaft sehen und innerhalb der wir uns adäquat positionieren wollen, kommen können: Es ist die wahrgenommene Handlungspraxis, die unsere Wünsche und argumentativen Züge in diesem Kontext leitet. In dieser Hinsicht ordnen wir auch die von uns benutzten Sprachformen ein, und sie haben in den Traditionen der Gemeinschaft³ und in unseren Annahmen über ihren Geltungsbereich durchaus unterschiedliche Bereiche zu ihrer Verfügung. In solch einem Sinn kann man auch verstehen, wenn Bruno Strecker (2007, S. 312) in einer Übersicht über die Vorgehensweise der großen IDS-Grammatik (Zifonun et al. 1997) schreibt, die Individualität der Ausdruckswünsche der Sprecher einer Sprache sei „der Wunsch ihrer Sprecher, nicht allein verstanden, sondern darüber hinaus auch als jemand anerkannt zu werden, der zu der Gemeinschaft jener gehört, die sich dieser Sprache bedienen“.

3. Zwischen Sprachgebrauch und Norm

Unter diesen Aspekten hat auch der Untertitel unserer Tagung mit seinen drei Begriffen einen neuen Rahmen gefunden. Es scheint nicht mehr so klar, in welcher Weise die alten Wörter für sprachliche Differenzen, wie sie oben in dem Zitat von Hugo Moser sichtbar werden, noch ihre Gültigkeit oder zumindest ihre Trennschärfe behalten haben. Dabei steht die Formulierung von Regeln dem Grammatiker offenbar am nächsten. Regeln sind Bestandteile der von Linguisten entworfenen Modelle, die Regelmäßigkeiten in den sprachlichen Verhältnissen (re)konstruieren. Für manchen Grammatiker, der eine natürliche Sprache in ihrem Systemzusammenhang beschreiben möchte, wäre es sicher ungefährlich, an dieser Stelle festzustellen, dass er diese Regeln aus den beobachtbaren Regularitäten des Sprachgebrauchs ziehe, oder in einer Interaktion von Hypothesenbildung und Überprüfung zumindest bestätigt sehe. Bei allen Modellierungen aber, die unmittelbar auf das Sprachvermögen, die Kompetenz, zugreifen, gilt dieser Zusammenhang zweifellos nicht. Das Zutrauen zur Dokumentation des Sprachgebrauchs als zu befragende Instanz hat zweifellos zugenommen, seit uns hier elektronische Korpora eine gänzlich neue Art von Übersicht erlauben – und damit auch eine andere Rahmung für Experimente und sprachliche Akzeptabilitätseinschätzungen bieten.

¹ Zu diesem Konzept s. ganz grundsätzlich Leist (2005, S. 114/115).

² „Schon dadurch, dass man kommuniziert, lässt man sich auf die Geltung von Regeln ein, die aus dem gemeinsamen Anliegen folgen, ein sinnvolles, vernünftiges Gespräch zu führen“ (Schulze 2006, S. 251).

³ Im Sinne einer gemäßigt konstruktiven kommunitaristischen Interpretation; s. dazu etwa Leist (2005, S. 44/45 und 125).

Allerdings ist bei dieser Art der Beobachtung des Gebrauchs etwas bei Seite gelassen, was von natürlichem Sprachgebrauch eigentlich nicht zu trennen ist. Es ist nicht so, als hätten wir auf der einen Seite den Sprachgebrauch und möglicherweise die daran sichtbar werdenden Regularitäten und auf der anderen Seite seine normative Einordnung über Traditionen von gegenseitigen Erwartungsbestätigungen bzw. der allmählichen Akzeptanz bestimmter Erwartungsbrüche – von Normen, um es kurz zu sagen. Das ist nun allerdings ebenso kurz wie verwirrend. Denn in dem Wort „Norm“ verschwimmen an dieser Stelle zwei zweifellos nicht ganz einfach voneinander zu trennende Vorstellungen und Konzepte. Da sind einerseits die geteilten Vorstellungen und Festschreibungen zu regelgerechtem, in diesem Sinne „richtigem“ Sprachgebrauch, sei er nun kodifiziert oder in der alltäglichen Praxis einer Gemeinschaft fest geworden. Und da ist auf der anderen Seite die intentionale Handhabung der Optionen innerhalb des so vorgegebenen Rahmens oder auch ein gewisses Stück darüber hinaus. Und natürlich mag die Betonung oder bewusste partielle Missachtung der vorgefertigten Meinungen zum „richtigen Deutsch“ einen Zug in dem normativen Selbstbehauptungsspiel einer Gesellschaft ausmachen. Die Grenzen der Norm in diesem Sinn werden nicht von außen gesetzt, sondern orientieren sich an dem „Herausfinden von guten Handlungszielen“ (Leist 2005, S. 111), und eine „funktionierende“ Kommunikation bestätigt sich ohne weiteres dadurch als ein relevanter Bestandteil von gutem Leben, als wir sie in bestimmten Kontexten um ihrer selbst, d.h. lediglich zur Aufrechterhaltung sozialer Beziehungen nutzen. Somit unterliegt der Erfolg und die Adäquatheit einer normativ gesteuerten Interaktion auch nicht so sehr in einer abstrakten Diskussion der Frage, was man in solch einem Kontext als Erfolg betrachten solle, vielmehr unterwerfen wir uns in Zweifelsfragen der „Schiedsrichterfunktion der gemeinsamen Handlungspraxis“. Mit dieser Formulierung ist auch angedeutet, dass es dabei nicht um ein unreflektiertes Anpassen an eine möglicherweise unqualifizierte Mehrheitsmeinung geht, sondern um die Suche mit relevanten Anderen nach einer Übereinkunft, die sich „als ein gemischt voluntatives und argumentatives Ringen um Maßstäbe“ (S. 135) darstellt. Dass die Herstellung eines normativen Ausgleichs in einer vergleichsweise technischen Frage wie der angemessenen Modulierung der Auswahl sprachlicher Muster in gewissem Umfang einen expertokratischen Charakter annimmt, ist wohl unvermeidbar. Das hat damit zu tun, dass zwar alles Sprechen letztlich eine dialogische und auch eine körperbezogene Grundlegung hat, dass es aber für die Verhältnisse in entwickelten schriftsprachlichen Gesellschaften bei der Analyse der Verhältnisse einer Professionalisierung bzw. einer Ebene der Kompetenz bedarf, die es erlaubt, die Mittel und auch ihre Wirkungen angemessen zu verrechnen. In einer komplexen kommunikativen Gesellschaft wie den in den europäischen Staaten üblichen Kulturen mit einer ausgeprägt schriftsprachlichen Tradition sind die dabei zu beobachtenden Zusammenhänge komplex und vielfältig, so dass eine genaue wissenschaftliche Beschreibung auch das an Genauigkeit bei

weitem übersteigt, was auch der professionelle Sprachwissenschaftler als Sprecher und Schreiber seiner Sprache in der Lage ist, bewusst zu halten.

Logischerweise betont der beschreibende Linguist dabei die Vielfalt, und gerade auch das normativ Unerwartete und Unklare. Die Instanzen und Personen, die in der einen oder anderen Weise mit der Vermittlung des Deutschen beschäftigt sind, stehen hierbei erklärlicherweise auf der anderen Seite der Normdiskussion. Die normativen Vorgaben haben an dieser Stelle ja eine Leitlinie zu geben, die präzise genug ist, um ein angemessenes und möglichst fehlerfreies Verhalten in vorhersehbaren Situationen, in denen Standard-sprachlichkeit erfordert ist, zu gewährleisten. Um das in einer solchen Entwicklung der lernenden Individuen leisten zu können, die ja Teil der Sozialisierung ist, die an die Traditionen des Sprechens in einer Gemeinschaft heranführt, muss einerseits die Granularität der Befunde gegenüber der Analysetiefe der sprachwissenschaftlichen Beschreibung zurückgenommen werden. Zum anderen muss klargestellt werden, was nun auf dieser Ebene echte Zweifelsfälle sind, das heißt, Fälle von Variation in den sprachlichen Interaktionsmöglichkeiten, die auf der Standardebene von Signifikanz ist. Im wesentlichen kann das Erscheinen solcher Alternanzen vor dem Horizont normativer Einschätzung zwei Gründe haben. Zum einen können sich in einer Sprachgemeinschaft sozialsymbolisch gleichwertige Varianten installiert haben. Zum anderen kann Variation am Rande der herkömmlichen normativen Vorstellungen von Standardsprache davon künden, dass der Konsens über traditionell normgerechte Formen über eine längere Zeit in den entsprechenden Situationen durch Neuerungen überlagert wird, die so zu „Konsenskonkurrenten“ geworden sind. Der erste Fall könnte im Deutschen sich derzeit zum Beispiel im Nebeneinander der nationalen Varietäten in einer plurizentrischen Sprachkultur mit Unterschieden von Aussprache bis zu Höflichkeitsstrategien in entsprechenden normativen Alternativen niederschlagen. Der zweite Fall ist vermutlich für das heutige Deutsch bedeutsamer, spiegeln sich in ihm doch Uminterpretationen der sozialsymbolischen Verhältnisse: Dazu bieten die traditionsentbindenden Umbrüche der letzten Jahrzehnte ebenso Anlass wie mediale Verschiebungen, die den Druck in Richtung eines höhergradig sprechsprachig geprägten gesprochenen Standards verstärken. Diese Veränderungen sind auch deswegen bedeutsam, weil sie nicht allein die Bandbreite dessen erweitern, was mehr oder minder ohnehin schon Konsens war, sondern dass tendenziell auch die Richtung dieses Bandes verschieben. Klar ist aber, dass nicht alle von den Linguisten beobachteten Varianten auch gleich Zweifelsfälle in diesem Sinn sind, klar ist auch, dass der Zweifelsfall – im Unterschied zur herrschenden sprachkritischen Meinung – integraler Bestandteil von Standardsprache ist.

4. Zum Ende

Von den verschiedenen Enden der Fragen, die mit der Trias Regeln, Normen, Sprachgebrauch im Hinblick auf die Grammatik des Deutschen und eine angemessene grammatische Praxis im Deutschen verbunden sind, handeln die Vorträge und Diskussionen der in diesem Band versammelten Beiträge der Tagung. Es ist hier nicht der Ort, der Versuchung nachzugeben, sie in diesem Sinne zu besprechen.⁴

Dieser Text allerdings kann und darf nicht enden, ohne dass den Beteiligten Dank gesagt würde. Er gilt zuvorderst den Referentinnen und Referenten, die die Tagung ja ausmachen, gemeinsam mit den Teilnehmern, denen für das Interesse und die zuhörende sowie mitdiskutierende Teilnahme gedankt sei. Bruno Strecker und Marek Konopka aus der Abteilung Grammatik des IDS sowie den extern beteiligten Manfred Krifka (Berlin) und Rainer Wimmer (Trier) gilt Dank für die Planung des Programms, daneben all den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, die Organisation und Ablauf der Veranstaltung in wie immer verlässlichen Händen hatten. Der Umzug an die neue Tagungsstätte war nicht kostenneutral zu haben; der Stadt Mannheim, der das Institut ohnehin zu Dank verpflichtet ist, sei ganz besonders dafür gedankt, dass sie uns geholfen hat, diese Kostenhürde zu nehmen.

5. Literatur

- Leist, Anton (2005): *Ethik der Beziehungen. Versuche über eine postkantianische Moralphilosophie* (= Deutsche Zeitschrift für Philosophie Sonderband 10). Berlin: Akademie Verlag.
- Moser, Hugo (1967): *Wohin steuert das heutige Deutsch? Triebkräfte im heutigen Sprachgeschehen*. In: *Satz und Wort im heutigen Deutsch. Probleme und Ergebnisse neuerer Forschung*. Jahrbuch 1965/1966 (= Sprache der Gegenwart 1). Düsseldorf: Pädagogischer Verlag Schwann, S. 15–35.
- Schulze, Gerhard (2006): *Die Sünde. Das schöne Leben und seine Feinde*. München: Hanser.
- Strecker, Bruno (2007): *Die ‚Grammatik der deutschen Sprache‘*. In: Kämper, Heidrun/ Eichinger, Ludwig M. (Hg.): *Sprach-Perspektiven. Germanistische Linguistik und das Institut für Deutsche Sprache* (= SdS 40). Tübingen: Narr, S. 305–315.
- Zifonun, Gisela/Hoffmann, Ludger/Strecker, Bruno u. a. (1997): *Grammatik der deutschen Sprache* (= SIDS 7.1–3) Berlin/New York: de Gruyter.

⁴ Die Kommentierung des Programms ist dem Vorwort der Herausgeber überlassen.